

Salzbach und Konsorten in Wien

Autor(en): **Hamp, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634629>

Nutzungsbedingungen

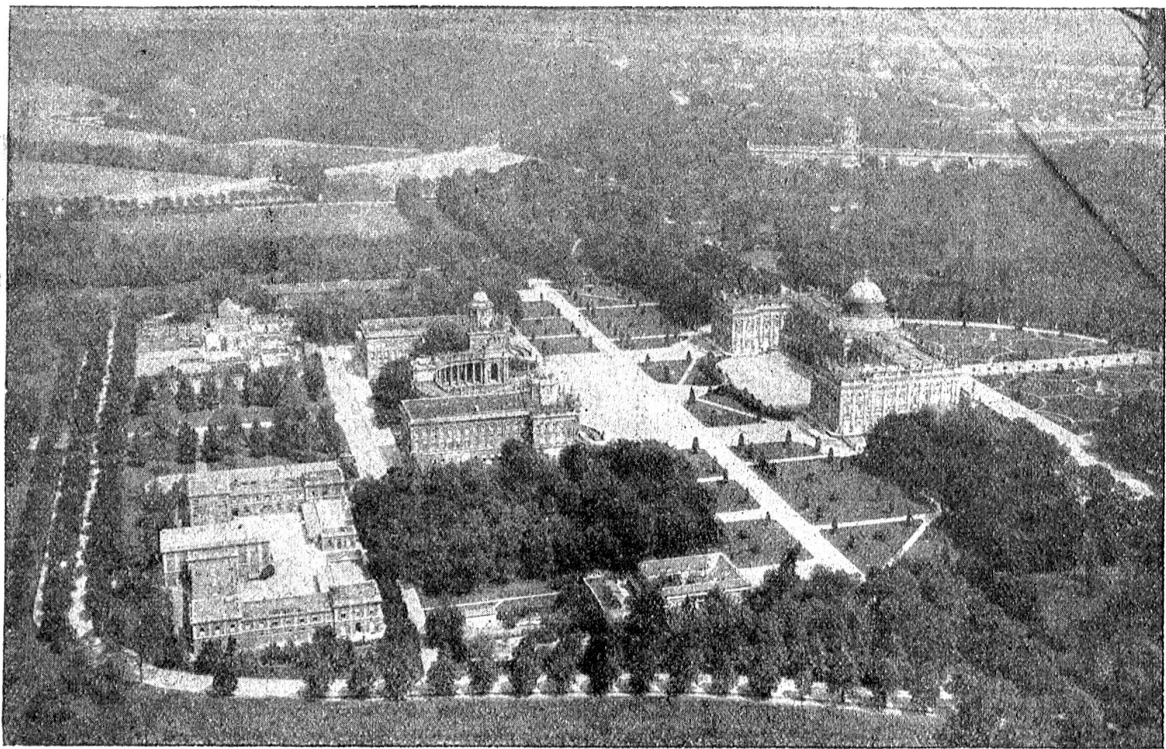
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Neue Palais.

tragend einmal der schönen Fahrt auf der Havel, der Wanderung durch den Babelsberger Schloßpark gedenken. Muß korrigierend berichten, daß der Berliner noch andere Bergnügen kennt und schätzt als Sport und Tingeltangel; daß er Sonntags wandervogelmäßig auszieht, mit Kind und Regel, mit Angelschnur und Malgerät und mit leichtem Zelt bepackt, das er irgendwo in Busch und Wald am wunderlieblichen Griebnitzer-, Havel-, Jungfern- oder Heiligensee aufschlägt, vielleicht gegenüber einer der zahllosen Villen oder einem der Schlösser, die hier aus märchenhaften Anlagen ins Blau des Sees hineinguden.

Dann muß ich der Vollständigkeit wegen und aus Dankbarkeit für erlebte Genüsse noch erzählen von jener Charlottenburger Familie, in die wir uns wie an einen heimischen Herd flüchten konnten aus dem Trubel der Großstadt. Wenn ich sage, daß wir dort berndeutsch sprechen durften — eine Bernerin, die ihre Heimat nie vergessen wird, waltet dort als liebe und tüchtige Hausfrau — dann schenkt man mir die weitere Begründung dafür, daß ich auch dieses Erlebnis noch buche als ein positiver Posten in meinen Berliner Erinnerungen. — Nun hast du, Freund Ueli, das Wort. Sollte ich irgendwo falsche Farben oder zu dick aufgetragen oder wesentliche Linien vergessen haben, so laß es mich und unsere Leser wissen. H. B.

Salzbach und Konforten in Wien.

Aus „Die Goldsucher von Wien. Eine Begebenheit unter Schiefern“ von Peter Hamp, Basel, Rhein-Verlag.

(Siehe Buchbesprechung.)

„... Sie kennen diese arme Stadt durch und durch. Wollen Sie Herrn Salzbach helfen, dem auf die Spur zu kommen, was er sucht?“

„Eine Goldmine?“

„Nein, leere Lokale.“

„Das ist fast ebenso schwer. Wien ist überbevölkert. Man kennt die Einwohnerzahl nicht genau: etwa zwei Millionen fünfhunderttausend. Darunter sehr viel ungewisse Bevölke-

rung: die aus den abgetrennten Reichsteilen ausgewiesenen Oesterreicher kommen, andere fliehen vor dem Hungertod. Die Wiener Friedhöfe füllen sich und leeren doch die Häuser nicht. Obdachlose studieren täglich die Todesanzeigen in den Zeitungen durch und laufen zu den Adressen, um des Toten Behausung zu übernehmen.

Gehen wir in den sechszehnten Distrikt.“

Sie gingen zu dritt: Aldridge, Salzbach und Coutance, in die Kreitnergasse, wo sich ein Ballsaal befand, dessen Besitzer ihnen sagte:

„Ich vermiete Ihnen das Lokal als Warenlager, wenn Sie die Beschlagnahme durch die Stadt abwenden können.“

Denn es war als städtisches Asyl für Obdachlose requiriert. Auf nackten, ungehobelten, ganz frisch gesägten Holzpfosten lagen Strohmatten längs an den Wänden des mit ärmlichem Papierschmuck noch belegten Tanzsaals. Frauen saßen auf dem Rand dieser rauhen Lager und ließen die Hände fallen, denn es war kein Garn da zum Nähen, keine Seife zum Waschen. Selbst die gewöhnliche Näh- oder Stickerarbeit war diesen Frauenfingern verlagert, weil alle Textilstoffe fehlten.

„Jede diesen Händen verlorengegangene Arbeitsstunde ist ein Goldstück weniger im Vermögen Oesterreichs. Hier könnten 300 Nähmaschinen untergebracht werden.“

Der Geruch der lange nicht gewechselten Körperwäsche und der auch schlecht gewaschenen Menschen drang zu den Besuchern. Aus dem Schatten dieser gräßlichen Räume brannten Kinderaugen. Die Leiterin dieses Unterschlupfs, die ausnahmsweise eine weiße Bluse trug, kam den unerwarteten Fremden mit strenger Haltung entgegen. Salzbach und Coutance staunten über die aufmerksame und milde Anrede des Amerikaners, der genau die notwendigen Worte fand, um diese aegen die ungenierten Sieger gereizte Oesterreicherin zu befähigen:

„Herr Salzbach, Herr Coutance aus Paris. John Peter Aldridge aus San Francisco.“

Wir kommen nicht, Frau Direktorin, um uns mit dem Anblick dieser armen Menschen zu zerstreuen. Wenn Ihnen unsere Sympathie angenehm ist, wollen wir sie Ihnen be-

zeugen; wenn sie Ihnen aber indiskret vorkommt, werden wir sie Ihnen ebenfalls erweisen, indem wir uns mit aller Anteilnahme zurückziehen, die jeder recht denkende Mensch vor einer so traurigen Lage empfinden muß.“

Nach diesen Worten empfing die weißgekleidete Dame die Gäste mitten unter den armseligen Menschenfetzen mit großer Freundlichkeit. Sie führte sie bis in den Keller, in dem noch die alte Aufschrift: Kriegsküche hing. Die Köchinnen tauchten große blecherne Löffel in Kessel voll einer gelblichen Suppe, in deren Strudeln hier und da ein par Bohnen auftauchten, die schön ganz geblieben waren, da sie im Wasser ausgiebig Platz hatten. Die Direktorin war stolz, versichern zu können, daß sie dank ihrer geschickten Hausführung diese sehr kräftige Nahrung zuwege brachte.

„Kann man leben von diesem Getränk allein?“ fragte Coutance. Ihm war ein solches Armutszeugnis noch nie vorgekommen. Draußen erklärte Mr. Aldridge, wie vorzüglich man mit den Leiterinnen dieser öffentlichen Hilfsanstalten sein müsse.

„Es gibt unter ihnen ruinierte Frauen aus der besten Wiener Gesellschaft, die im Opfer ihre Würde retten und täglich ihren Suppenteller haben.“

„Man kann aber Leuten, die sich von so was ernähren, kein Werkzeug in die Hand drücken,“ sagte Coutance. „Ein Löffel voll solchen Wassers wird keiner Frau die nötigen Kräfte einflößen, um andauernd auf eine Nähmaschine zu treten. Oder sie wird vierzehn Tage zu einer Arbeit brauchen, die normal nur zwei erfordern würde.“

Und zu Salzbach sich wendend:

„Du kannst kaufen und verkaufen, aber du machst einen Rechenfehler, wenn du glaubst, daß Arbeit in derselben Weise wie ein fertiges Produkt billig erwerben, schon an sich ein gutes Geschäft bedeutet. Arbeiterinnen in solchem Zustand möchte ich nicht gratis beschäftigen.“

„Ich brauche hunderttausend Arbeiterinnen,“ rief Salzbach, „und ich nehme sogar die Kinder. Das wird besser sein, als sie auf der Straße liegen zu lassen.“

Mr. Aldridge forderte ihn auf, die amerikanischen Küchen zu besichtigen. Das Auto entfloß aus diesem wimmelmehnden und stinkenden Asyl und hielt vor einer Mädchenschule. Blasse Mädchen mit Flechten um die Stirn warteten vor der Tür und versuchten, sich hinter den Besuchern hinauszuschlängeln. Ein zehnjähriger Junge mit einer Armbinde, auf der „Ordner“ gedruckt war, drängte die kleinen Hungernden in die Reihe zurück, die am Wartesaal ihren Anfang nahm, wo jedes der Kinder seine Kontrollkarte abgeben mußte. Der Hunger war streng diszipliniert. Einmal täglich wurden Knaben und Mädchen zugelassen und durften an Ort und Stelle, auf den Schulbänken sitzend, eine Mahlzeit einnehmen. Kakao, der mit kondensierter Milch angemacht war, und ein Stück Weißbrot dazu: das war ihr seligster Augenblick. An der Türe tastete ein Ordner ihre Taschen ab, wenn sie satt hinausgingen.

„Stehlen sie?“

Die Direktorin erklärte:

„Es sind nur Kinder unter vierzehn Jahren zugelassen. Die in vollem Wachstum Begriffenen bekommen nichts. Wir können leider nicht allen geben. Die Kleinen nehmen vom ihrigen mit, um mit ihrer Familie zu teilen. Es war nicht leicht, dem abzuwehren. Die Kinder sind gewikter als wir. Um alles zu entdecken, mußte man sie ganz ausziehen. Ein Mädchen schnitt ihr Brot in Scheibchen und versteckte diese in ihren Strümpfen. Die Woche drauf kam sie mit Zahnweh und einer riesigen Badenbinde, in der sie eine Brotgeschwulst verbarg.“

Eine Kleine war vom Ordner angehalten worden und aß hastig den letzten Bissen Brot vor ihm auf, weil er sie nicht den Mund voll hinauslassen wollte. Eine andere hielt die Ellenbogen hart an den Körper gedrückt, als fröre sie. Der Polizeijunge schüttelte sie: und eine Scheibe Weißbrot fiel aus der linken Achselhöhle. Da befahl der Junge, daß

alle die Arme hochhalten sollten. Sie mußten in derselben Haltung wie Soldaten, die sich ergeben haben, an ihm vorbeimarschieren. Die kleine Schmugglerin, die gezwungen war, ihre Ration aufzuessen, weinte.

„Für wen wolltest du es aufbewahren?“ fragte die Leiterin.

„Für Mutter! Wenn ich nichts heimbringe, schlägt sie mich.“

Die Frau mit dem harten, unbeugbaren und doch liebevollen Beruf senkte den jungen, schon ergrauten Kopf:

„Es ist viel Hunger in jeder Brust und viel Leid in jedem Herzen. Von vielen Eltern bekommen wir Dankesbriefe, aber andere schlagen ihre Kinder, denen es nicht gelingt, uns zu hintergehen. In das Kriegselend schleppt sich weit hinter den Schlachtfeldern her. Nirgends eine Freude mehr für die Kinder, die lachen und spielen sollten. Ich muß diese zwei Mädchen da zum Essen zwingen, weil ihnen der Gedanke, daß ihre Mutter nichts zu essen hat, den Hals zuschnürt. Die Sorge vertreibt ihren großen Hunger. Wenn ich nicht Obacht gebe, lassen sie ihr Brot auf dem Tisch herumliegen, und die anderen essen es weg. Ihr Mütterchen müßte neben ihnen sitzen.“

Seit Jahren haben ganze Familien noch kein so leckeres Mahl genossen, wie es die Kinder hier täglich bekommen: die meisten haben nur Kohlsuppe ohne Kartoffeln, ohne Brot noch Fleisch.“

Sie eilte weg, um ein schwächtiges Kind aufzurichten, das von der Bank zu fallen drohte. Die größere Schwester daneben hatte sie nicht gestochen, war aber mit Essen zu sehr beschäftigt, als daß sie der kleinen Schwächlichen Unwohlsein bemerkt hätte: als aber die Leiterin sie mahnte, wurde sie zärtlich, nahm das Kind in die Arme und drückte es an sich. Der Kakao machte auf den blassen Lippen sehr dunkle Flecken, was Mr. Aldridge Gelegenheit gab, Amerika zu loben:

„Das haben wir geliefert. Das ist gute Ware.“

Ich habe mich noch nicht entschuldigt, daß ich Sie gestern vor dem Ball verließ. Es muß dort lustiger gewesen sein als hier. Der Schid ist eine große Macht der Zivilisation. Soldaten und Missionare erobern oder belehren die Länder. Aber der Schid hat mehr Gewalt als die Arme und ebensoviel wie die Religion. Paris und Wien sind Städte, die ihn besitzen. Ich möchte am Rätner Ring oder Boulevard des Italiens geboren sein.

Sahen Sie die Wienerinnen tanzen? Ist das nicht herrlich? Vielleicht bedauern Sie, daß nicht alle Walzer tanzen. Diese feine junge Dame mit grauem Haar ist schid. Sie rührt nicht an das Brot der Kinder. Sie ist Kohl wie die Mütter, denen die Kinder nichts heimbringen dürfen. Nach unseren Sterblichkeitstafeln kann man voraussagen, daß diese Dame, da sie kaum vierzig Kilo wiegt, in zwei Jahren zu Tode erschöpft sein wird: das ist die gewöhnliche Frist bei fettloser Nahrung.“...

Rathenau zum zweiten Mal.

In Bloemfontein in Südafrika ist der Burengeneral Christian Dewet gestorben, eine Gestalt, die man, wenn man um 1900 Knabe war, sich als Beispiel eines Helden der Gegenwart zum Vorbild nahm, später, als man nüchterner dachte, als Vertreter eines unbeugsamen Nationalismus achten lernte, und schließlich, als der Krieg hereinbrach, fast mit Bedauern als einen Menschen der vergangenen Jahrhunderte, der das Unglück hatte, in diesen Tagen leben zu müssen, aburteilte. Man sah, wie der Mann als Vertreter seines Nationalismus sich im Weltkrieg gegen England erhob, gefangen genommen wurde und sein Leben nach den Gesetzen seiner vergangenen Zeit verwirkte, wie er aber — der Liebling des Volkes — dank der Siegenergnade mit einer leichten Strafe davon kam.